

Zeitschrift: Schweizerische Bauzeitung
Herausgeber: Verlags-AG der akademischen technischen Vereine
Band: 65/66 (1915)
Heft: 14

Artikel: Die Entwicklung der kirchlichen Architektur in der deutschen Schweiz im 17. und 18. Jahrhundert
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-32217>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 21.12.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Nationalvermögens für Kohlen ins Ausland senden, soll hier näher untersucht werden, wie es sich in Wirklichkeit mit dieser Sache verhält. Vor allem ist daran zu erinnern, dass der bisher zum grössten Teil dem Ausland verkaufte Teer wieder viele Hunderttausende von Franken im Jahr einbrachte, und vor allem, dass jeder Rappen, der nicht für Gaskohle ins Ausland wanderte, für irgend ein anderes Brennmaterial (Hausbrandkohle, Koks, Anthrazit, Briquets, Petroleum, Teerprodukte usw.) hinausfliessen würde. Das ergibt sich am besten daraus, dass auch nebst den gegenwärtigen Beträgen für Gaskohle das Geld noch millionenweise dem Ausland für Brennstoffe zum Kochen und Heizen zuströmt, da wir eben lange nicht alle erforderliche Wärme elektrisch erzeugen können, jetzt nicht und, wie auch an der VIII. Diskussionsversammlung des Schweiz. Wasserwirtschaftsverbandes vom 14. November 1914 in Aarau von einer Autorität auf dem Gebiete der Elektrizität zugegeben wurde, wahrscheinlich für alle Zeiten nicht. Machen lässt sich ja alles, es fragt sich nur, zu welchem Preis, und dass Projekte, wie sie z. B. der Sekretär des Schweiz. Wasserwirtschaftsverbandes in seinen Artikeln in den Nummern 1681 und 1683 der „N. Z. Z.“ aufführt, solche Unsummen erforderten, dass sie in absehbarer Zeit kaum aufzutreiben wären, dürfte evident sein.

Eine weitere Frage wäre die nach der Rendite. Bis jetzt rentieren sich die Gaswerke im allgemeinen besser als die Elektrizitätswerke. So ergab das Gaswerk der Stadt Zürich im Jahr 1913 bei 4% Abschreibungen einen Reingewinn von 1698996 Fr., während das städtische Elektrizitätswerk bei nur 3½% Abschreibungen bloss 939447 Fr. eintrug, und dabei waren vom Gaswerk bereits 48%, vom Elektrizitätswerk erst 26% des Bauwerts abgeschrieben. Man wird nun einwenden, es werde sich für die Zukunft das Verhältnis zugunsten der Elektrizität ändern. Abgesehen davon, dass dieses vorläufig eben nur Behauptung bleibt, dürfte doch der Hinweis am Platze sein, dass Gemeinden, wie Davos, Brugg, Lenzburg, Rütli u. a. m., die nach jahrelanger alleiniger Versorgung mit Elektrizität doch noch in neuerer und neuester Zeit die Einführung von Koch- und Heizgas beschlossen, sich jedenfalls die Sache rechnerisch wohl überlegt haben werden. Das Bestreben einzelner suggerierter Kreise, die Schweiz einzig und allein mit elektrischer Energie versorgt zu wissen, ist überhaupt nicht nur utopisch, sondern direkt verwerflich, indem die Erreichung des Endziels die Sicherheit der Versorgung unseres Landes mit Wärme und Licht in Frage stellte, auch eine gesunde Konkurrenz anderer Energiequellen ausschliesse und damit die Konsumenten wohl oder übel gewissermassen einem Monopol auslieferte. Dass auch die vielen Millionen meist von Gemeinden in Gasunternehmungen gut angelegten Kapitals nicht so ohne weiteres abgeschrieben werden können, möge nur nebenbei bemerkt sein.

Da wir somit aller Wahrscheinlichkeit nach mindestens Jahrzehnte hinaus mit der Einfuhr von Brennstoffen rechnen müssen, kann es nur in unseres Landes höchstem Interesse liegen, die rohen Brennmaterialien, d. h. vor allem Kohle, im Ausland zu verhältnismässig niedrigen Preisen zu kaufen und sie dann nach Möglichkeit durch trockene Destillation in den Gaswerken zu veredeln. Der grösste Teil des in der Kohle vorhanden gewesenen Heizwerts, nämlich etwa 65%, findet sich dann im rauchlos brennenden Koks wieder. Da ferner die Gaswerke auf 100 kg vergaster Kohle rund 50 kg Koks verkaufen können, kann die ganze verkäufliche Menge aller Schweizer Werke auf etwa 244 Millionen kg veranschlagt werden, entsprechend 1700 Milliarden Kalorien. Und wenn der Wirkungsgrad der Koksfeuerungen mit nur 50% eingesetzt wird, kommt man immer noch auf 850 Milliarden indizierte Kalorien, d. h. auf mehr als die im Jahr 1913 von sämtlichen schweizerischen Elektrizitätswerken für Beleuchtung, Motoren, kalorische Zwecke usw. abgegebenen 945 Mill. kWh bei 100%iger Ausnutzung (1 kWh = 860 cal) in elektrischen Heizapparaten ergeben hätten. Wenn noch gesagt wird,

dass diese Wärmemengen noch nicht den zehnten Teil der in den zu Heizzwecken eingeführten Brennstoffen steckenden Kalorien ausmachen, mag es ersichtlich werden, wie stark sich unsere Elektrizitätswerke vergrössern und vermehren müssten, um nur allen Heizbedürfnissen im ganzen Lande herum gerecht werden zu können. Dazu kommt aber, dass von einer allgemeinen Konkurrenzfähigkeit gegenüber den Brennstoffen nicht einmal die Rede sein könnte. Nach dem bereits zitierten Aufsatz sind nämlich die mutmasslichen Gestehungskosten bei einer Ausnutzung der erweiterten Anlagen bis 90% mit durchschnittlich 2½ Cts. für eine kWh einzusetzen, d. h. also für 860 cal, während sich dieselbe Wärmemenge aus Koks zu 7000 cal und 5 Cts. für 1 kg, bei Berücksichtigung eines nur 50%igen Wirkungsgrades, bloss auf rund 1,2 Cts. stellt. Auch die Bedienungskosten der Koks-Heizanlagen, vorab der grösseren, dürften diese Differenz noch lange nicht ausgleichen, und dabei machen die Gaswerke bei diesen Preisen gute Geschäfte, während die Elektrizitätswerke, geschweige denn die Zwischenverkäufer, noch nicht die Gestehungskosten einbrächten. Die Gaswerke werden daher gut tun, diesem hervorragenden Brennstoff, dem wegen des rauchlosen Brennens Hygienikern und Fremden gleich erwünschten Koks, zukünftig erhöhtes Augenmerk in qualitativer und quantitativer Hinsicht zu widmen, um ihn immer mehr in Haus, Industrie und Gewerbe einführen zu können. (Schluss folgt.)

Die Entwicklung der kirchlichen Architektur in der deutschen Schweiz im 17. und 18. Jahrhundert.¹⁾

(Mit Tafeln 29 und 30.)

Als Ergänzung der Literatur-Besprechung des Buches von Dr. Fritz Gysi geben wir hier drei vom Herrn Rezensenten ausgewählte Bilder wieder, zu deren Reproduktion uns der Verlag die Erlaubnis freundlich erteilt hat. Wir fügen bei, dass alle 56 Tafeln des Werkes ungefähr im Bildformat unserer Tafel 29, aber in Lichtdruck ausgeführt sind. Aus den kunstgeschichtlichen, mit reichhaltigem Quellenverzeichnis versehenen Erläuterungen des Buches lassen wir als Textprobe noch einige der Sätze folgen, die sich auf die nebenstehend wiedergegebene, wahrscheinlich durch den Laienbruder Heinrich Mayer erbaute Jesuitenkirche in Solothurn beziehen.

„Der Bau hat, verglichen mit andern Jesuitenkirchen, nur geringe Dimensionen. Das Geld reichte nicht weiter aus. Die Grundrissdisposition ist einfach. Einem schmalen Vorjoch mit eingespannter doppelter Westempore folgen zwei doppelt so breite Volljoche. Diese sind beiderseits begleitet von Kapellen, die durch die eingebauten Emporen in zwei Geschosse gegliedert werden. Als wenig vorspringendes Querschiff folgt nun ein bedeutend breiteres Joch, dessen Querarme keine Kapellen bilden, sondern im Aufriss durch eingespannte Brücken²⁾ belebt werden, über denen die Emporen weiterlaufen. Der eingezogene einjochige Chor schliesst nach Jesuitenart mit einer halbrunden Apsis. Er wird flankiert von zwei Sakristeien, die in gleicher Flucht dem Querhause sich anschliessen und deren obere Stockwerke zu Oratorien ausgebaut sind, die wie in Brig mit den Emporen in Verbindung stehen.

Die Kapellen sind mit Quertonnen gedeckt und öffnen sich im Halbkreis gegen das Schiff. Die schmalen Eingangsbogen ruhen auf einfachen toskanischen Pilastern. Analog gewölbt ist auch das obere Nischengeschoss. Chor und Schiff überspannt die übliche Haupttonne mit breiten Quergurten und stark profilierten Stichkappen. Als Pilaster vorlagen hübsche Pilasterbündel mit Kompositkapitellen. Das aus Architrav, stukiertem Fries und stark ausladendem Kranzgesims bestehende Gebälk ist hier, im deutlichen Gegensatz zu den italienisch beeinflussten Bauten

¹⁾ Siehe unter Literatur auf Seite 161 dieser Nummer. Red.

²⁾ Diese in den Querhäusern eingespannten Brücken gehören zu den charakteristischen Merkmalen der Bregenzerbauten.



CHOR DER JESUITENKIRCHE IN SOLOTHURN

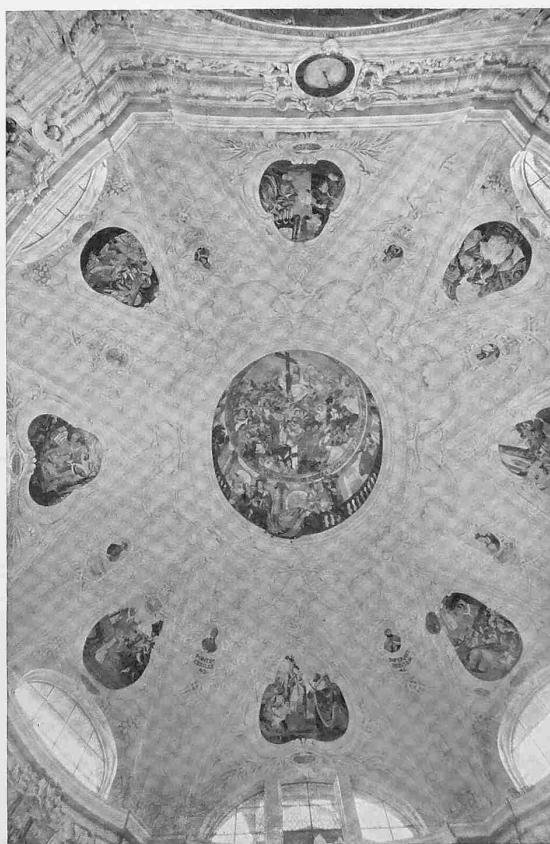
ERBAUT IN DEN JAHREN 1680 BIS 1689

NACH DEM WERKE: „DIE ENTWICKLUNG DER KIRCHLICHEN ARCHITEKTUR
IN DER DEUTSCHEN SCHWEIZ IM 17. UND 18. JAHRH.“ VON DR. FRITZ GYSI

VERLAG VON A. TRÜB & CIE. IN AARAU



OBEN: INNEN-ANSICHT
DER STIFTSKIRCHE IN
ARLESHEIM BEI BASEL



UNTEN: KUPPELSCHALE
DER KLOSTERKIRCHE IN
MURI, KANTON AARGAU

NACH DEM WERKE:
„DIE ENTWICKLUNG DER
KIRCHL. ARCHITEKTUR

DER DEUTSCH. SCHWEIZ
IM XVII. U. XVIII. JAHRH.“
VON DR. FRITZ GYSI

VERLAG VON A. TRÜB & CIE. IN AARAU

Nach den Lichtdrucktafeln des Werkes hergestellte Autotypie-Aetzungen, gedruckt bei Jean Frey, Zürich

wie Luzern und Brig, nicht durchgehend, sondern zieht sich blos um die Streben herum, um sich an den Seitenwänden zu brechen. Wie in Obermarchtal ist auch hier der attikaartige Aufsatz über dem Gesims unterdrückt. Nur ein kurzes Gebäckstück schiebt sich ein zwischen dem Kranzgesims und dem Ansatz der Tonnengurte. In Bezug auf den Aufbau der Nischen ist es interessant, hier das Ende einer Entwicklung vor sich zu haben, die man durch das ganze 17. Jahrhundert hindurch an den Jesuitenbauten verfolgen kann. Die Kollegskirche in Dillingen [1611 bis 1617]¹⁾ hat noch gar keine Emporen, in Eichstätt [1617 bis 1622]²⁾ treffen wir sie in Form von schmalen Galerien, in Solothurn schliesslich sind es vollwertige Emporen, die sich bis an den Rand der Streben hinaus verbreitert haben.

Die zweigeschossige Westempore ruht auf zwei schlanken, quadratischen Pfeilern, die mit Pilastern verschiedener Ordnung bekleidet sind, und öffnet sich oben und unten in schönen Rundarkaden gegen das Schiff. Das untere Geschoss korrespondiert in der Höhe mit den seitlichen Emporen, als Brüstung des obern dient die Fortsetzung des Kranzgesimses über dem Strebengebälk. Beide Geschosse sind mit Kreuzgewölben untermauert.

Das Innere der Kirche empfängt nicht allzureiches Licht. Die Kapellen haben kleine, die Emporen grosse und massiv umrahmte Stichbogenfenster. Ebenso die Nischen in den Querarmen unterhalb der Emporenbrücke. Auch der Chor³⁾ hat zwei Fenstergeschosse. Nur die obern spenden Licht, die untern, mit schwerfälliger Bekrönung, münden auf die Oratorien. Auch von der Fassade her fällt das Licht durch sehr verschieden gestaltete Oeffnungen.

An Weiträumigkeit steht die Jesuitenkirche in Solothurn — schon der kleinern Dimensionen wegen — hinter Luzern und Arlesheim zurück. Die Seitenkapellen nehmen zu viel Raum weg und die überreich ausgestreuten, glänzenden Stukaturen sind infolge ihres schweren Barockgepräges keineswegs geeignet, die Leichtigkeit des Baues zu heben, sondern bedeuten für die Decke beinahe eine Last. Im Uebrigen aber ist der Raum ein durchwegs harmonischer. Namentlich schön ist die Höhenentwicklung des Mittelschiffes.“

† Walter Joss.

In der Blüte seiner Jahre und aus voller Gesundheit und Lebensfreude heraus ist Architekt Walter Joss durch ein grausames Geschick plötzlich den Seinen entrissen worden. Nach achtmonatlichem Grenzwachtdienst an der Spitze seiner Truppe, der Feldartillerie-Abteilung 9, nach Bern zurückgekehrt, befahl ihn am Tage vor der Beurlaubung eine Blinddarm-Entzündung, die am 20. März eine Notoperation nötig machte. Es war zu spät; die Kunst der Aerzte vermochte ihn nicht mehr zu retten und am 24. März erlosch sein Lebenslicht.

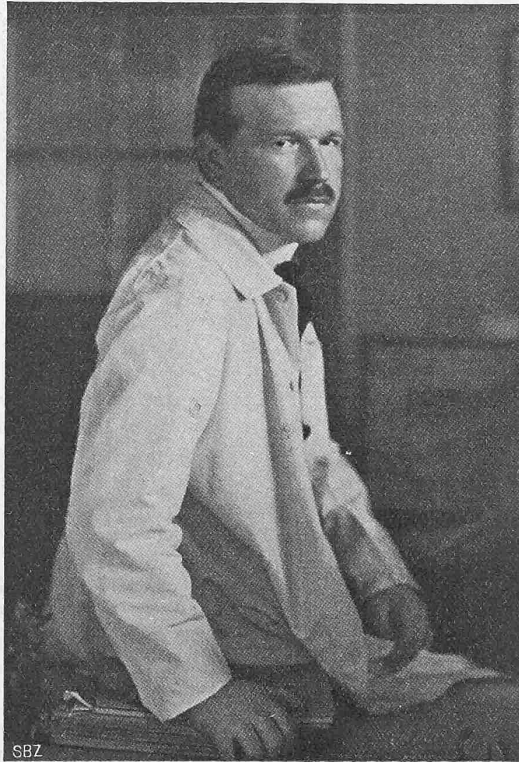
¹⁾ Braun, II, S. 117. ²⁾ Braun, II, S. 141. ³⁾ Der bis ans Gewölbe reichende, etwas zu schwere Hochaltar mit schlanken, hintereinander gestellten Säulen, gemässigtem Gebälk und segmentförmigem Giebelstück füllt die ganze Chornische aus und ist ein imposantes Werk. Auch die polygonale Kanzel und die Nebenaltäre sind dem barocken Milieu gut angepasst (vergl. Tafel 29, Red.).

Geboren am 4. November 1875, besuchte Joss die Schulen seiner Vaterstadt Bern, wo er nach Absolvierung des freien Gymnasiums im Jahre 1894 die Maturität erwarb. Bis zum Spätjahr 1895 machte er im Baugeschäfte seines Onkels, des nachmaligen Regierungsrats Könitzer in Worb, eine praktische Lehre durch, worauf er die Baugewerkschule Stuttgart bezog. Diese verliess er 1898, ausgerüstet mit dem Abschluss-Diplom. Aber sein Wissensdrang war noch nicht befriedigt: bis 1901 studierte er weiter, zunächst an der Technischen Hochschule Stuttgart unter Reinhardt, Neckelmann und Halmhuber, hernach in Karlsruhe bei Schäfer, Ratzel, Durm und Läger. Seine praktische Laufbahn als Architekt begann Joss auf dem Karlsruher Bureau von Curjel & Moser, in deren Auftrag er später die Bauleitung der Paulus-Kirche in Bern besorgte. Nach Vollendung dieses Baues machte sich Joss selbständig; er versah gleichzeitig während zweier Jahre die Stelle eines Fachlehrers für Hochbaukunde am Technikum Burgdorf und verband sich schliesslich 1907 mit seinem Kollegen Hans Klausser zur Firma Joss & Klausser.

Mit einem Achtungserfolg beim Wettbewerb um das Nationalbankgebäude in Bern trat die junge Firma 1908 zum ersten Mal an die Oeffentlichkeit. Gross ist die Reihe ihrer seither errungenen Erfolge; wir nennen die bedeutendsten solcher Wettbewerbe: Postgebäude in Aarau (1909), Kantonalbank in Chur (1909), Kunstmuseum Elisabethenschanze

in Basel (1910), Kantonalbank-Filiale in Biel (1913), Unfallversicherungs-Verwaltungsgebäude in Luzern (1913) und neues Stadthaus in Solothurn (1914). Auch als architektonische Mitarbeiter bei Brücken-Konkurrenzen konnten wir Joss & Klausser wiederholt unsern Lesern vorführen, so für die neuen Rheinbrücken in Rheinfelden (1909) und Laufenburg (1910) und für die Lorraine-Brücke über die Aare in Bern (1911). Ausserdem sind zu nennen von ihren ausgeführten Werken die Umbauten und Erweiterung der Lorraine- und Nydeck-Kirche, die Umbauten der Eidg. Bank in Bern und des Richteramts im Schlosse Burgdorf, die Schulhäuser in Oftringen und auf dem Breitfeld in Bern, der Neubau des Zunfthauses zu Schmieden in Bern. Sodann erinnern sich unsre Leser der Zentrale des Kraftwerks Kandergrund und der Wagenremise und Reparaturwerkstätte in Spiez der Lötschbergbahn und endlich kleinerer Bauten, wie Wohnhaus Dr. Haller in Belp und Badanlage im Jegentorfer Schlosspark. Aber auch für Gelegenheitsschöpfungen und Festbauten legten Joss & Klausser grosses Geschick an den Tag. Wir erinnern an ihre Bauten für das Eidg. Schützenfest in Bern 1910 und an jene für die Schweiz. Landesausstellung 1914, an der Architekt Joss die Oberleitung für sämtliche Bauten auf dem Viererfeld anvertraut war. Mit praktischem Sinn und grossem Dispositionsvermögen begabt, daneben an zähem Willen ein ächter Berner, verband ihn zum Segen der Firma ein festes Freundschaftsverhältnis mit seinem Mitarbeiter.

Aber nicht nur er hat in dem Verstorbenen viel verloren. Am Grabe von Walter Joss stehen trauernd auch seine Freunde vom Bund schweiz. Architekten, jener Vereinigung jüngerer, nach neuen Wegen suchenden Architekten. Joss war einer der Gründer und mehrjähriger Präsident des B. S. A. Aber auch im weitern Kreise seiner



SBZ

Architekt Walter Joss

Präsident des Bundes schweiz. Architekten
Geb. 4. November 1875 Gestorben 24. März 1915